Josef Rudolf Beck, Pfarrer und Offizier*

Karl-Reinhart Trauner

Josef Rudolf Beck war zwischen 1920 und 1944 – einer sehr schweren Zeit – Pfarrer der Evangelischen Gemeinde Neunkirchen. Manche Verirrungen ging er zweifelsfrei mit, doch beeindruckt vor allem sein unbedingtes Engagement für die Gemeinde. Der Jubilar, Pfarrer D. Ernst Hofhansl, gibt in einem Aufsatz gute Einblicke in Becks Wirken »in schwieriger Zeit. Streiflichter aus Neunkirchen in den Jahren 1934 bis 1944«. Auf seine Einladung durfte der Autor bereits 1994 anläßlich seines 50. Todestages einen Vortrag in Neunkirchen über Josef Rudolf Beck halten.

Zum Pfarrer von Neunkirchen

Josef Rudolf Beck kam 1919 als Vikar nach Neunkirchen. Mit seiner Ordination am 11. Juli 1920, seiner am 3. Februar 1921 kirchenbehördlich bestätigten Wahl und seiner Einführung als Pfarrer in Neunkirchen am 20. März 1921 begann für Josef Rudolf Beck eine fast fünfundzwanzigjährige Schaffensperiode. Sie war durch zwei Weltkriege, die am Beginn und am Ende seiner Schaffensperiode stehen geprägt.

Seine Ordinationspredigt hielt Josef Rudolf Beck, der Sohn des Pfarrers Josef Beck aus Wien-Währing war, über 1. Kor. 4, 1–2: »Dafür halte uns jedermann: für Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun fordert man nicht mehr von den Haushaltern, als daß sie für treu befunden werden.«

Die Predigt, die von Beck selber mit »Treue um Treue« betitelt ist, gibt guten Einblick in seine theologischen und weltanschaulichen Ansichten. Die Treue ist das zentrale Thema der Predigt, und er kann sogar in seiner Ordinationspredigt erklären, daß das ‚Treue um Treue' zum Wahlspruch seines Lebens geworden ist.

Josef Rudolf Beck beschäftigt sich in seiner Predigt mit der Frage, wem er überhaupt Treue schuldet. Zunächst führt er seine Familie an, dann als zweites die Treue zu seiner Gemeinde, »die nun seit fast 60 Jahren auf diesem heißen, kampferfüllten Boden standhaft und treu die Fahne des Evangeliums festgehalten hat«.

Die Frage nach der Treue zum Volkstum wird von ihm v. a. im zweiten Teil seiner Predigt eingehender behandelt. Vorerst bekennt er: Der Wahlspruch

»Treue um Treue« »sei ... mein Dank gegen Gott und meine Lieben, mein Treuegelöbnis an den Heiland und an mein deutsches Volk, mein Gelöbnis und meine Bitte an dich, liebe Gemeinde«.
Etwas unglücklich stellt Josef Rudolf Beck hier die Treue zum Heiland und zum Volkstum auf eine Ebene, denn in den folgenden Ausführungen wird klar, daß Josef Rudolf Beck das keineswegs meint. Unmißverständlich korrigiert er den Eindruck einer Gleichwertung von Jesus und Volk. Denn es geht darum, »lebendige Glieder Jesu Christi, rechte evangelische Christen zu werden, in denen Christi Geist lebendig ist und sich beweist in allen unseren Taten, der Geist der Wahrheit, der uns frei macht, der Geist der Liebe, der uns alle herzlich miteinander verbindet, der Geist der Treue und Dankbarkeit für das hohe Gut unsres Glaubens«.
Die Orientierung allein an der christlichen Botschaft setzt sich auch beim Amtsverständnis Josef Rudolf Becks fort. Mit einem Schriftzitat aus 1.Tim. 2, 5 macht er für den Predigttext deutlich, daß er sich als Diener versteht, und zwar als Diener allein Christi: »Nichts anderes wollen wir sein als: Dem Dienste Christi geweiht, zu seinem Dienst bereit!«
Josef Rudolf Beck spricht jedoch auch sehr deutlich in die Zeitsituation hinein – knapp nach dem Ersten Weltkrieg; und er benennt damit auch zur wohl biographisch prägendsten Epoche seines Lebens: seinen Militärdienst im Ersten Weltkrieg. Denn Beck war der Proponent jener Theologiestudenten gewesen, die sich freiwillig zum Waffendienst gemeldet hatten.
»... das ist rechte evangelische Auffassung, daß jeder, ob Mann oder Frau, hoch oder niedrig, Jung und Alt, Arm und Reich, seine Arbeit und seinen Beruf üben kann und soll im Dienste Christi.« Diesen theologischen Ansatz, der für seine Zeit durchaus typisch ist, überträgt Josef Rudolf Beck nun auch auf die Volkstumsfrage. Ist der Stand gottgewollt, so muß man in ihm treu sein: treu im Berufe, treu im Volk und gegenüber dem Volk. Die Menschen dienen Gott in ihrem eigenen Volkstum, dienen Gott auch durch Treue zu ihrem Volk. Josef Rudolf Beck ruft seine Gemeinde auf, »jeder in seinem Beruf und an der Stelle, auf die ihn Gott hingesetzt hat«, »gute Haushalter« zu sein, »deren Losung da lautet: Treue um Treue!« – Diese Treue sollte in der schwierigen Zeit zwischen den Weltkriegen und angesichts der politischen Entwicklung eine besondere Brisanz erfahren.
Die Treue sei das beste Kennzeichen der Liebe zu Christus, der »Triebkraft unseres Lebens und der unversieglichen Quelle«. Bei allen diesen Fügungen in der Welt ist – Josef Rudolf Beck wird nicht müde, das zu betonen – der einzige Herr Jesus Christus, der »ein ganzes, ungeteiltes Herz« fordert.
Beck spricht damit sehr deutlich seine Weltanschauung an, die geprägt ist vom deutschnationalen Gedankengut des ausgehenden 19. Jahrhunderts, wie es bei den jungen evangelischen Theologen Österreichs besonders auch von

der Studentenverbindung ‚Wartburg' vertreten wurde. Dieses Gedankengut hatte auch bewirkt, daß sich Josef Rudolf Beck gemeinsam mit großen Teilen der Studentenschaft der Evangelisch-Theologischen Fakultät freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatte.

Der Kriegsfreiwillige

Kriegsbegeisterung und Kriegsernüchterung

Es ist sicherlich nicht nur auf den Einfluß der ‚Wartburg' zurückzuführen, daß die jungen Theologen die allgemeine Kriegsbegeisterung vollends mittrugen. Noch der österreichische Vordenker der 2. Republik, Lois Weinberger, bemerkt in seinem Österreich-Buch aus dem Jahre 1948: »Es ist keine Frage, daß Österreich-Ungarn in diesen Hochsommertagen des Jahres 1914 noch einmal zu sich selbst zurückfand und daß nicht nur das österreichische Kernland und die deutschsprachigen Volksteile, sondern die überwiegende Mehrheit aller seiner Bürger bereit war, für das gemeinsame Vaterland einzustehen.« Die Theologen trugen hier – wie die Wochenschrift ‚Wartburg', die organisatorisch nichts mir der gleichnamigen Studentenverbindung zu tun hat, ausführt – die gesellschaftlichen Bedingungen durchaus mit und konnten und wollten sich nicht ausschließen: »Die Pfarrersoldaten wollen gewiß keine besondere Anerkennung ihres Handelns. Sie haben nur getan, was viele Tausende an ihrem Volk getan haben.« Auch der Wiener Oberkirchenrat unter seinem Präsidenten Sektionschef Dr. Wolfgang Haase trug diese Begeisterung durchaus mit: »In todesmutiger Begeisterung sind unsere Söhne und Brüder zu den Fahnen geeilt, beseelt von der freudigen Zuversicht, daß der Allmächtige unseren Waffen glorreichen Sieg verleihen wird, da es gilt, für eine heilige und gerechte Sache zu kämpfen.«
Die Kriegsbegeisterung fand ihre Grenzen jedoch sehr wohl aber an der Erkenntnis, die selbst die durchaus nicht zurückhaltende ‚deutsch-evangelische Wochenschrift Wartburg' zum Ausdruck brachte: »Der Krieg ist eines der furchtbarsten Übel. Er ist der organisierte Massenmord, davon läßt sich nichts wegdeuten.« Aber bei allen negativen Folgeerscheinungen wird der Krieg »eine Sache Gottes, wenn wir uns durch ihn zu höherer sittlicher Betätigung anspornen lassen«. Dieses Argument wird entscheidend werden auch für die Lehrkräfte an der Evangelisch-Theologische Fakultät. – Zunächst einmal aber handelte man pragmatisch.
Theologiestudenten waren – und sind auch noch heute – nach den Bestimmungen des Wehrgesetzes vom Wehrdienst befreit; im Wehrgesetz 1912 war es der § 29. Relativ bald aber wurden die ersten Theologen als Feldkuraten eingezogen. Bereits im Dezember 1914 fielen auch die ersten im österreichischen kirchlichen Dienst stehenden Vikare.
Die Verluste im Weltkrieg v. a. in Galizien, aus dem zahlreiche österreichische

Theologen stammten, bewegten die Studenten zur Überlegung, kriegsfreiwillig zu werden. Federführend war dabei Josef Rudolf Beck. Josef Beck (Vater) wird dann in seiner Abschiedspredigt für die Kriegsfreiwilligen am 1. Februar 1915 die Motive folgendermaßen zusammenfassen: Die Theologiestudenten hätten ihre Befreiung vom Kriegsdienst »nicht als Begünstigung« in der allgemeinen Kriegseuphorie »empfunden, sondern als Beschämung«.

Es ist zumindest eine Bemerkung wert, daß sich in den Kreisen gerade der kriegsfreiwilligen Theologen in den Diskussionen keine (oder nur sehr rudimentäre) quasi-religiöse Begründungen ihrer Überlegungen finden lassen; hinter der Meldung stehen keine Vorstellungen, der Kriegsausbruch 1914 sei einem Pfingstwunder vergleichbar o. ä., wie sich dies in manchen Kriegspredigten findet. Hinter der Kriegsfreiwilligmeldung standen rein realpolitische Beweggründe, die allein aus der speziellen nationalen und konfessionellen Landschaft Österreich-Ungarns heraus zu verstehen sind. Es ging den Freiwilligen darum, ihren ‚politischen' Beitrag zu leisten, sich der gesellschaftlichen Pflichten zu besinnen.

Am 26. November 1914 fand eine Fakultätsversammlung unter dem Vorsitz Josef Rudolf Becks statt, an der auch der Dekan der Fakultät, Fritz Wilke, und Prof. Joseph Bohatec teilnahmen. Auf dieser Versammlung stellte nach einer eindringlichen Rede des Theologiestudenten Josef Kolder über die eminente Notwendigkeit einer Kriegsfreiwilligmeldung Josef Rudolf Beck einen diesbezüglichen Antrag.

Traf der Appell bei den deutschen Hörern auf offene Ohren, so fand sich doch ein gewisser Widerstand bei den Tschechen. Sie warfen ein, daß ein Diener Christi nicht die Waffen gegen andere Menschen erheben dürfe, weshalb die tschechische Hörerschaft den Antrag auf geschlossene Meldung zum Kriegsdienst ablehne. – Es sollten dann auch tschechische Studenten sein, die von den österreichischen Behörden wegen Hochverrats inhaftiert und z. Tl. sogar zur Todesstrafe verurteilt wurden. Der Fall Ján Rezníčeks hat hier eine gewisse Bekanntheit erreicht.

Josef Rudolf Beck versuchte schließlich dahingehend eine Einigung zu erzielen, als er einwandte, »daß die tschechischen Hörer doch kein Gewissensbedenken hegen könnten, sich wenigstens für den Sanitätsdienst dem Vaterland zur Verfügung zu stellen«. Es solle dem Einzelnen freigestellt sein, »statt des Waffendienstes die Pflege der Verwundeten und Kranken zu wählen«. Dieser Antrag wurde dann schließlich angenommen. Zwar weiß Josef Beck (Vater) später bei der Abschiedsfeier zu berichten, daß es »auch in unseren Reihen an Bedenken nicht gefehlt (hat), die darauf verwiesen, wie dringend nötig es für unsere Gemeinschaft wie für unser Vaterland sei, daß unser theologischer Nachwuchs ihnen erhalten bleibe, um die ernsten Aufgaben zu erfüllen, die nach dem Kriege unser harren.« Demgegenüber wurde jedoch durch die

Studenten vorgebracht: »Wie sollen wir tüchtig sein zu unserem Amte, wie sollen wir anderen Selbstverleugnung und Treue bis zum Tode predigen, wenn sie geringschätzig auf uns weisen und uns sagen können: ›Ihr habt leicht reden; denn die Stunde der Gefahr hat euch in ruhiger Sicherheit fern von jedem Opfer gefunden.‹ Vor solchem Vorwurf müssen alle Bedenken schweigen ...«

Auf die große Euphorie der Hörerschaft weist hin, daß bereits am 28. November 1914, also nur zwei Tage nach der denkwürdigen Fakultätssitzung, die Studentenschaft ein Schreiben an »ein hohes k.k. Landesverteidigungsministerium« verfaßte, in dem sie ihren Entschluß zur Freiwilligmeldung mitteilte – noch bevor sie dies an den Oberkirchenrat taten. »Die Hörerschaft der k.k. evangelisch-theologischen Fakultät in Wien hat in ihrer am 26. November 1914 stattgefundenen Vollversammlung den einmütigen Beschluß gefaßt, sich einem hohen k.k. Landesverteidigungsministerium beziehungsweise einem hohen k. und k. Kriegsministerium zur Dienstleistung im Heere und der Sanität oder beim Roten Kreuz und der Verwaltung zur Verfügung zu stellen. Ein Teil der Hörer meldet sich zum aktiven Dienste mit der Waffe und ersucht ein hohes k.k. Landesverteidigungsministerium um eine baldige Gelegenheit, sich einer Musterungskommission zu stellen.«

Professor Wilke, der von der Fakultätsversammlung um Vermittlung bei den Behörden gebeten worden war, nahm – offenbar schon bald nach dem Beschluß Ende November/Anfang Dezember 1914 – Kontakt mit dem Oberkirchenrat sowie mit dem Ministerium für Kultus und Unterricht, dem der Oberkirchenrat angeschlossen war, auf. Von beiden Seiten wurde der Beschluß der Fakultät begrüßt. – Den durchschlagenden Erfolg, den man sich in der allgemeinen Euphorie erwartet hatte, erreichte man allerdings nicht, auch wenn Wilke 1916 von »warmer Anerkennung« und von »großem Entgegenkommen« berichten konnte.

Am 11. Dezember 1914 lief letztendlich beim k.k. Ministerium für Landesverteidigung dann offiziell die Freiwilligmeldung der Studenten als »Immediateingabe der Hörerschaft der k.k. evang.theolog. Fakultät in Wien« ein. Von den 36 im Verzeichnis aufgelisteten Hörern waren dabei sechs tschechischer und drei polnischer Nationalität.

Durch einen langwierigen Aktenlauf zog sich die Annahme der Verzichtserklärung durch das k.k. Ministerium für Landesverteidigung in die Länge. Doch der Aktenumlauf brachte ein für das Selbstverständnis der Theologen wichtiges Ergebnis: Die »freie Wahl des Truppenkörpers«, wie sie auch schon vorher im Oktober-November 1914 den Theologen der Universität Debreczen zugestanden worden war.

Da den Studenten der Behördenweg offenbar zu lange dauerte, suchte man schließlich um eine Audienz beim Minister für Landesverteidigung, dem Gen. d. Inf. Friedrich Frh. von Georgi, an. Diese wurde den Studenten dann

auch tatsächlich gewährt und fand wohl am 18. Jänner 1915 statt. Das Datum ist aus den Akten nicht eindeutig zu erschließen.

Jene Audienz, an der Beck als Vertreter der evangelisch-theologischen Studentenschaft teilnahm, schildert der Kriegsfreiwillige und spätere Universitätslehrer Hans Koch plastisch in seinem Erzählband ›Kyr Theodor‹. Bei der Audienz begrüßte der Minister für Landesverteidigung die Freiwilligmeldung der 36 Hörer der Evangelisch-Theologischen Fakultät. Hans Kochs Bericht zu Folge hätte man auch angedeutet, daß die Theologen – im Falle einer negativen Erledigung oder zu langer Verzögerung – auch ohne diese Genehmigung freiwillig würden, »wie es mittlerweile einige ungeduldige Kollegen getan hätten: daß sie sich nämlich unter Verschweigung ihres theologischen Berufes von der nächsten Militärbehörde als Kriegsfreiwillige einziehen ließen«. Tags darauf hatten die jungen Bittsteller das Dokument in der Hand.

In dem entscheidenden Schreiben des Ministeriums für Landesverteidigung an die Hörerschaft der k.k. evang. theolog. Fakultät zu Handen Josef Rudolf Becks von Wien, 18. Jänner 1915 heißt es: »Über das ... eingebrachte Ansinnen findet das M.f.Lv. (= Ministerium für Landesverteidigung) unter voller Anerkennung der darin zum Ausdruck kommenden patriotischen und opferwilligen Gesinnung der Hörerschaft der evang. theolog. Fakultät in Wien ... zu gestatten, daß die Kandidaten des geistlichen Standes der evang. Kirche auf die Dauer des jetzigen Krieges auf die im § 29 W.G. gewährte Begünstigung, auch im Kriege von jeder milit. Dienstleistung enthoben zu sein, verzichten und über ihren Wunsch zur Präsenzdienstleistung herangezogen werden können.«

Und in dem Schreiben findet sich auch die den Theologen wichtige Genehmigung zur freien Wahl der Waffengattung und des Truppenkörpers. »Was schließlich die in einzelnen Fällen angestrebte Dienstleistung beim Roten Kreuz anbelangt, so wird darauf aufmerksam gemacht, daß für eine solche keineswegs der Eintritt in die bewaffnete Macht erforderlich ist, vielmehr diesfalls direkt an das Präsidium der Österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuze heranzutreten wäre.«

Zu den Waffen

Nach einem studentischen Abschiedsfest hielt am 1. Februar 1915 den jungen Studenten, die ins Feld zogen, Pfarrer und Vater zweier kriegsfreiwilliger Theologen, Josef Beck (Vater), eine »schlichte Abschiedsfeier« in der Evangelischen Kirche in Wien-Währing, an der auch der Präsident des Oberkirchenrats, Sektionschef Dr. Wolfgang Haase, Oberkirchenrat Johann Molin, sowie sämtliche Professoren der Fakultät teilnahmen.

Typisch ist das letzte Schreiben der beiden Brüder Josef Rudolf und Walther Beck vor ihrer Verlegung an die Front: »Heute ist also der Befehl zum Abmarsch gekommen. Kein Bangen, kein trauriges Empfinden macht uns diese Stunde

schwer. Mit frohem getrostem Mute ziehen wir jetzt hinaus voll ernster Freude, nun endlich auch mit in die Reihen der Millionen Brüder treten zu dürfen, die da draußen kämpfen für Freiheit und Größe, für Ehre und Bestand unseres Volkes. Das haben wir ja angestrebt, darum haben wir aus freien Stücken die Waffen ergriffen. ‚Wahrhaft und wehrhaft' heißt ein alter Vereinsgrundsatz. Den Kampf für das Vaterland haben wir in den Liedern unseres Größten als das Heiligste gepriesen. So konnten wir nicht anders handeln. – Was uns bevorsteht, weiß Gott allein. Auf manches Schwere sind wir gefaßt. Mit Gottes Hilfe werden wir das alles gerne tragen, wenn wir nur unserem Volke dienen können.«

Das Schwere ließ nicht lange auf sich warten: »In einem Angriffsgefecht am Dnjester fiel der jüngere, Walther – ohne daß der neben ihm schreitende ältere, Josef, es merkte; er hat ihn nie wieder gesehen und wußte bis an sein Lebensende nicht zu sagen, was damals im Toben der Schlacht, am 16. Juli 1915, mit seinem Bruder geschehen«, erinnert sich Hans Koch.

Wenig später traf es Josef Rudolf Beck selber. Er schildert selber seine Verwundung nüchtern, aber erschreckend realitätsnah: »Während ich selbst liegend grabe, erhalte ich von links einen furchtbaren Schlag – Ausschuß durch das rechte Auge! Ich sah nichts mehr! Also liegen bleiben! Ich fange an, nach Hause zu denken, an die lieben Eltern und Geschwister, darauf gefaßt, hier langsam zu verbluten! Da, nach einiger Zeit, ruft mich einer an: Herr Oberjäger?! Es ist mein Jäger Brandstetter, ein Evangelischer aus Ramsau. Er ist mir gefolgt. Wie ein Engel erscheint er mir, zieht mich durch den Drahtverhau, verbindet mich notdürftig, weist mir den Weg; noch trage ich volle Rüstung; aber dann, als der Blutverlust mich immer mehr schwächt, nimmt er sie mir ab, schließlich lädt mich eine Sanitätspatrouille auf; da schwinden mir die Sinne. Auf einem Verbandsplatz nimmt mir der Sanitäter den Notverband ab; ich höre: ›O jeh, das eine Aug ist hin!‹ Nur eins? Von dem Augenblick habe ich wieder Hoffnung!«

Am 3. September war Josef Rudolf Beck verwundet worden. Zur Behandlung kam er schließlich nach Wien. Er wurde in diesen Tagen außerdem zum Kadetten befördert und erhielt die Große Goldene Tapferkeitsmedaille, eine hohe Auszeichnung v.a. für einen so junggedienten Soldaten.

Von diesem schweren Kopfschuß und dem Verlust des Auges, außerdem einer damit verbundenen Schwerhörigkeit, erholte sich Josef Rudolf Beck jedoch nie mehr. Die Verwundung bedingte auf jeden Fall, daß Josef Rudolf Beck die weiteren Jahre des Krieges hauptsächlich in Wien weilte, weil eine ständige Behandlung und mehrere weitere Operationen notwendig waren. Trotzdem wurde er mit Wirkung vom 1. August 1916 zum Leutnant befördert. Im April 1917 wurde Josef Rudolf Beck wieder eingezogen, allerdings nicht mehr an die Front, sondern zur Ausbildung als Instruktions-Offizier nach Graz und

Mitglied einer Sichtungskommission. Knapp danach muß er allerdings wieder operiert werden. Die Kriegssituation brachte es allerdings mit sich, daß Josef Rudolf Beck dennoch noch einmal reaktiviert und zum Kommando der 2. Isonzoarmee nach Laibach einberufen wurde. Dort wurde er Menage-Offizier beim Etappenstationskommando und noch zum Oberleutnant befördert. Der Krieg war in seine Endphase getreten. Jubelmeldungen finden sich in den einschlägigen studentischen Zeitschriften ab Ende 1915 keine mehr. Die Jahre des Krieges waren hart – elf, erschreckend viele, der Freiwilligen fielen im Zuge der Kriegshandlungen, viele wurden verwundet. Zahlreiche der Kriegsfreiwilligen wurden z.Tl. hoch dekoriert wie Josef Rudolf Beck. Hans Koch resummiert aber etwas wehmütig die Entscheidung des Verteidigungsministers auf Zulassung zum Kriegsdienst der Theologen: »Weder er (scl. der Verteidigungsminister), noch die ungestümen Freiwilligen wußten, was sie mit diesem einzigen Aktenstück mitten in die Kirche hineinmähten und aus ihrem lebendigen Leibe eine ganze Generation rissen.«
»Kehrt aber«, so hatte Josef Beck (Vater) in seiner Abschiedsrede gesagt, »der eine oder andere von euch nicht zurück – wir stellen es in Gottes Hand, – hat dann der Bezwinger Tod seinen Mund wirklich zum Schweigen gebracht?«
Die Kriegserlebnisse prägte auf jeden Fall eine gesamte Generation evangelischer Pfarrer. Josef Rudolf Beck blieb bis zu seinem Tod Offizier, ständig durch seine Verwundung an diese Zeit erinnert. Letztendlich starb er 26 Jahre nach Kriegsende – 1944 – an seiner Verwundung.

Wieder in den Hörsaal

Bereits im März 1917 war Josef Rudolf Becks Kriegsbegeisterung soweit abgeflaut, daß er sich mit der Wiederaufnahme seines Studiums beschäftigte, noch dazu als Laibach, sein Einsatzort, zum Hinterland erklärt wurde. Anfang 1918 intensivierten sich die Studienurlaube von der Front. – Man bereitete sich offenbar auf das baldige Kriegsende vor. Im Juli 1918 hatte der Oberkirchenrat A.u.H.B. eine provisorische kirchengesetzliche Verfügung zu Gunsten der Kriegstheologen erlassen, »gemäß welcher den in derselben näher bezeichneten Studierenden der evangelischen Theologie A.B. oder H.B. die Zeit, welche sie während des Krieges im Militärdienste zugebracht haben, bis zum Höchstausmaße von zwei Semestern in die … vorgeschriebene Bildungszeit von mindestens drei Studienjahren eingerechnet werden kann.« Daraufhin legte auch Josef Rudolf Beck die Kandidatenprüfung ab.
Nach seinen Studien in Wien und Marburg, wo er im Sommersemester 1919 inskribiert hatte, konnte er trotz seiner schweren Verwundung – »halb blind und mit mattem Gehör«, wie sich Hans Koch erinnert – 1919 sein Studium in Wien beenden.
Sein Eintreten in der Hochschulpolitik hat auch wesentlich dazu beigetragen, Pläne über die Verlegung der Fakultät nach Graz zu vereiteln und die Studentenschaft der Universität Wien zu einem einstimmigen Entschluß zu bewegen, der die Eingliederung der Fakultät in den Gesamtverband der Alma Mater Rudolfina forderte, »um die aller Gleichberechtigung hohnsprechende Zurücksetzung dieser Hochschule zu beseitigen und eine alte Dankesschuld gegenüber den deutsch-evangelischen Theologen abzutragen, die sich jederzeit und besonders durch ihren freiwilligen Kriegsdienst als treue verläßliche Mitkämpfer der deutschen Studentenschaft bewährt haben«.

Als Pfarrer in schwieriger Zeit

Das aufreibende Leben eines Neunkirchner Pfarrers

1920 wurde Josef Rudolf Beck zum Vikar in Neunkirchen bestellt und im gleichen Jahr zum Pfarrer gewählt. Bis zu seinem Lebensende 1944 blieb er diesem großen und arbeitsreichen Pfarrsprengel, der das ganze Semmering- und Wechselgebiet umfaßt, treu.
Am 29. Mai 1921 heiratete Josef Rudolf Beck Mathilde (»Tilde«), geb. Hauser, aus Matzleinsdorf bei Melk. Vier Söhne entstammen dieser Ehe. Bei der Vermählung hielt Josef Beck (Vater) die Traurede über das Schriftwort: »Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.« – wieder das Lebensthema Josef Rudolf Becks.
Neunkirchen war eine schwierige Gemeinde, umfaßte sie doch ein großes Gebiet mit mehreren Predigtstationen und Orte mit Religionsunterricht. Dazu kam noch Becks Engagement im Gustav Adolf-Verein und im Evangelischen Bund.
Unter Becks Einflußnahme wurde 1920 ein Gemeindeblatt ins Lebens gerufen, zur besseren Kommunikation der Evangelischen in der Zerstreuung; diesem Gemeindeblatt verdanken wir einen guten Einblick in die Tätigkeit Josef Rudolf Becks.
Zur Gemeindesituation kam noch eine ungemein komplizierte politische Lage im Ständestaat ab 1934.
Die Mitarbeiter wechselten häufig, die Inflation machte die Gemeinde arm. Gleichzeitig wuchs durch die Übertrittsbewegung in den Jahren des Ständestaates die Seelenzahl ständig. Allein 1934 traten 300 Personen in die evangelische Kirche Neunkirchens ein. Ein Schwergewicht der Arbeit Josef Rudolf Becks war die Seelsorge gerade an diesen Neuprotestanten.
Die Diasporasituation der Gemeinde Neunkirchen und die zunehmende Anzahl von Konversionen in der Übertrittsbewegung 1934 bis 1938 machten so manche Aufbauarbeit dringend notwendig. Gerade dieser Blüte evangelischen Lebens wurde aber seitens des Ständestaates so manches Hindernis in den Weg gelegt. Der Fall »Gloggnitz« rund um den dortigen Kirchenbau, der sich ab 1934 zäh hinzog und erst nach dem Zweiten Weltkrieg endgültig

gelöst wurde, mag als Beispiel dienen, wie es von Ernst Hofhansl herausgearbeitet wurde.
Ein besonderes Interesse brachte Beck für die Kirchengeschichte auf, wie es nicht zuletzt im Gemeindeboten immer wieder zum Ausdruck kommt. Hinter seinem kirchengeschichtlichen Interesse, das er nicht zuletzt im »Gemeindeboten« immer wieder zum Ausdruck bringt, stand vielmehr das bemerkenswerte Bestreben, eine positive evangelische Identität aufzubauen, die sich zwar bewußt vom Katholizismus absetzt, aber keineswegs als antikatholisch zu bewerten ist.
Der Wunsch, eine positiv verstandene evangelische Identität zu finden, wird in zahlreichen Artikeln des Gemeindeblattes von verschiedenen Autoren – zumeist handelt es sich um aktuelle »ökumenische« Fragestellungen – deutlich und veränderte sich auch nicht mehr wesentlich unter der schweren Last des katholischen Ständestaates.
Schon in den späten Zwanziger Jahren ergaben sich zusehends mehr interkonfessionelle Probleme. Das Konkordat bevorzugte die Römisch-Katholische Kirche einseitig, und Angriffe auf die Evangelische Kirche blieben nicht aus. Ein Lutherwort – nicht eine Polemik – soll im März 1934 (!) die Abgrenzung gegenüber dem katholisch-christlichen Staat deutlich machen, ein Lutherwort aus seiner Schrift »Von weltlicher Obrigkeit«, die eine Schrift eigentlich gegen weltliche Obrigkeit ist, von ihren Grenzen; nicht umsonst wird Beck diese Stelle gewählt haben: »Darum es umsonst und unmöglich ist, jemanden zu gebieten oder zu zwingen mit Gewalt, so oder so zu glauben. Es gehört ein anderer Griff dazu, die Gewalt tuts nicht. ....«– Eine feine Klinge in grober Zeit, die allerdings nichts zu fragen übrig läßt.
Querelen mit dem Ständestaat ergaben sich z. B. durch Verweigerung von Begräbnissen. 1937 vermeldet das Gemeindeblatt, daß bereits drei solcher Fälle auf dem Gemeindegebiet von Neunkirchen passiert wären, »wobei einem Evangelischen in unserer Gemeinde das gebührende anständige Begräbnis auf dem einzigen Friedhofe des Ortes durch den röm.-kath. Ortsgeistlichen verweigert wurde«. Dieses Problem ist allerdings nicht neu; Ähnliches hatte es schon rund vierzig Jahre zuvor gegeben und war zu einem Betätigungsfeld des Evangelischen Bundes geworden. Es ist deshalb auch kaum verwunderlich, wenn am Ende der Berichterstattung aufgerufen wird, diesem beizutreten, wie das Gemeindeblatt berichtet.
Ohne entschuldigen zu wollen, hat man doch zu erkennen, daß es bei der Politik des Ständestaates nicht verwunderlich war, wenn die Gemeinde Neunkirchen und mit ihr auch Beck und viele der österreichischen evangelischen Pfarrer ab 1934 nach den Zuständen in Deutschland schielten und dem Deutschen Reich weniger skeptisch gegenüberstehen als dem katholischen Österreich; und dann schließlich den »Anschluß« als begrüßenswert verkennen. Die

vielversprechenden Neuansätze im Deutschen Reich schienen verheißungsvoller als die katholische Erstarrung in Österreich und ließen viele das wahre menschenverachtende Wesen der Hitlerdiktatur übersehen.

Politische Implikationen

Das bürgerliche deutschnationale Gedankengut, wie es auch von Josef Rudolf Beck vertreten wurde, läßt sich phänomenologisch vom Nationalsozialismus unterscheiden. Dennoch bewirkte es – v. a. nach dem Zusammenbruch am Ende des Weltkrieges – eine Immunschwäche gegenüber der nationalsozialistischen Bewegung. Diese Tendenz wurde in Österreich durch die betont katholische Ausrichtung des Ständestaates gefördert.
Man muß feststellen, daß sich Josef Rudolf Beck in der öffentlichen Diskussion jeglicher politischer Äußerung enthielt; im Gegensatz etwa noch zu Friedrich Hochstetter, der von 1904 bis 1917 Pfarrer in Neunkirchen war. Es ist bezeichnend, wenn noch im Februar 1938 ein Auszug aus einer Predigt eines herausragenden Theologen der Bekennenden Kirche, Eduard Thurneysen, im Neunkirchner Gemeindeblatt auf dem Titelblatt abgedruckt wird.
Es wird aber nicht ganz aus der Luft gegriffen sein, wenn es schon 1928 böse Gerüchte um Josef Rudolf Beck und seine politische Einstellung gibt. So mußte sich Beck gegen Angriffe des sozialdemokratischen Neunkirchner Bezirksboten vom 17. Juni 1928 wehren, daß Beck an einem Aufmarsch der NSDAP teilgenommen hätte. Beck konnte diesen Vorwurf aber dadurch entkräften, daß er in jenen Tagen gar nicht in Neunkirchen war.
Zweifelsfrei befand sich Beck in politischer Nähe zum Nationalsozialismus, in dem er verhängnisvollerweise seine nationale Einstellung zumindest teilweise wiederzufinden glaubte.
In der Sympathie für das Wiedererstarken Deutschlands mag sicherlich auch eine Reaktion auf die als Schmach empfundene und dennoch mit großen persönlichen Opfern verbundene Niederlage im Ersten Weltkrieg gesehen werden. »Seit im Trommelfeuer des letzten Krieges und in den folgenden Umsturzjahren eine alte Welt in Trümmern ging«, faßt Josef Rudolf Beck 1935 rückblickend etwas verkürzend diese Verschiebung für sich und die deutschbewußte Bevölkerung zusammen, »hat sich im Denken und Fühlen unseres Volkes eine gewaltige Wandlung angebahnt. Was vordem nur in einer kleinen Auslese der Nation lebendig war an grundlegenden Erkenntnissen, hat allmählich immer breitere Massen unseres Volkes ergriffen und schließlich auch entscheidenden Einfluß im Staatsleben unseres Bruderreiches gewonnen.«
Dennoch: Für Beck hatte über alle persönlichen politischen Ansichten seine Aufgabe als Pfarrer immer Priorität. So finden sich im Gemeindeboten auch keine antisemitischen Äußerungen. Das Haus, das die Gemeinde Neunkirchen 1938 zu kaufen beabsichtigte, hatte Juden gehört. Obwohl es sicherlich im

Bereiche des Möglichen lag, das Haus weit unter seinem Wert zu »kaufen«, wurde dennoch ein reeller Preis vereinbart.
Es wird in den zeitgenössischen Quellen berichtet, daß rund zwei Drittel der evangelischen Pfarrer Österreichs der NSDAP angehören. Auch Josef Rudolf Beck trat 1938 der NSDAP bei. In seinem Bericht über das Jahr 1938 werden ausführlich alle Ereignisse vom März als Befreiung des Ständestaates, die man sich lange erhofft hatte, dargestellt und kommentiert und dann die Veränderungen für die Gemeinde genannt.
Aber das, was am Ständestaat kritisiert wurde, nämlich die Behinderung der Arbeit in den Gemeinden, sollte bald unter dem neuen Regime in noch größeren und unerwartetem Ausmaß eintreten: Bereits ein halbes Jahr nach der Machtergreifung sank die Zahl der Gottesdienstbesucher drastisch ab, denn in den nationalsozialistischen Gremien und Versammlungen wurde gegen die Kirche Stimmung gemacht; auch der Religionsunterricht wurde aus den Schulen gedrängt.
Zunehmend gab es Schwierigkeiten mit den neuen Machthabern; zuerst einmal bezüglich des neuangekauften Pfarrhauses, dann – 1941 – durch das Verbot des kirchlichen Nachrichtenblattes, nachdem dieses bereits 1939 zweimal beschlagnahmt worden war. Auch die Gustav Adolf-Ortsgruppe mußte aufgelöst werden. Bitter mußte Josef Rudolf Beck erfahren, daß der Nationalsozialismus keine Lösung der Probleme war, sondern nur noch mehr als der Ständestaat mit sich brachte. Die starken Kriegszerstörungen in Neunkirchen mußte Josef Rudolf Beck nicht mehr miterleben.

Gestorben an den Spätfolgen des Weltkrieges

Der Erste Weltkrieg prägte Josef Rudolf Beck nicht nur mental ungemein; seine Kriegsverletzung behinderte ihn sein Leben lang. Schon bald zeichnete sich ab, daß Pfarrer Beck der Menge an anfallenden Aufgaben kaum nachkommen konnte. Der spätere Neunkirchner Pfarrer Heinz Schäfer erinnert sich: »Die Osterwoche 1927 zeigte …, daß Beck die Arbeit in der weit ausgedehnten Gemeinde unmöglich mehr allein bewältigen konnte. Selbst fieberkrank, mußte er seinen anstrengenden Dienst dennoch tun und holte sich einen schweren Gelenksrheumatismus.«
Im Altjahrsgottesdienst des Jahres 1937 erlitt Pfarrer Beck einen Schwindelanfall. Leider haben sich diese Anfälle in den folgenden Jahren öfter wiederholt und kündeten damit an, daß der rastlos tätige Seelsorger seine Kräfte allzufrüh verbraucht hatte.
Einen Tag nach dem Tode seines Vaters mußte Josef Rudolf Beck am 16. April 1944 mit Herzleiden ins Krankenhaus Neunkirchen eingeliefert werden; er blieb dort fast ein Monat. Häufige und schwere Luftangriffe machten das Leben dem Schwerkranken noch schwerer. Seinen letzten Gottesdienst hatte

er am 7. November 1943 gehalten. Am 29. November 1944 verstarb Josef Rudolf Beck im Krankenhaus Neunkirchen und wurde am 4. Dezember am Stadtfriedhof Neunkirchen beerdigt.
Bischof D. Gerhard May vermeldet in seinem Amtsbrüderlichen Rundschreiben vom 13. Dezember 1944 auch den Tod Josef Rudolf Becks: »Am 26. November wurde Pfarrer Josef Rudolf Beck in Neunkirchen im 52. Lebensjahr von schwerem Leiden erlöst, dessen Anfänge auf die schweren Kriegsverletzungen des hochausgezeichneten Kriegsfreiwilligen von 1914 (Goldene Tapferkeitsmedaille u.a.) zurückgehen. Die Treue, die er 24 Jahre lang der schwierigen Gemeinde in Niederdonau geschenkt hatte, strömte in dem Dank und der Liebe der Gemeinde, die ihn in seiner letzten Zeit umfing, auf ihn zurück.«

Literatur

Alle Zitate sind nachgewiesen in: Karl-Reinhart Trauner, »Treue um Treue«. Josef Rudolf »Giselher« Beck, Oblt. 1893–1944. In: Schriftenreihe Evangelischer Bund in Österreich (bzw. Standpunkte) 140 (1995), 3–34; Ders., Vom Hörsaal in den Schützengraben. Evangelische Theologiestudenten im Ersten Weltkrieg, Szentendre 2004.
Aus dem Gemeindeboten sind folgende Beiträge Josef Rudolf Becks von besonderer Bedeutung: Josef Rudolf Beck, »Treue um Treue«. Ordinationspredigt vom 11. Juli 1920 über 1. Kor. 4, 1–2 in den Evangelischen Kirche Neunkirchen (Manuskr. i. Bes. v. Herrn Ing. Fr. Beck, Melk/Niederösterreich); Ders., Vom Rühmen und Richten. In: Gemeindebote 8+9/1922, 13f.; Ders., Volk in Not! In: Gemeindebote 2/1923, 2f.; Ders., Frühlingsstürme. In: Gemeindebote 3/1924, 1f.; Ders., Vom Frieden zwischen den christlichen Bekenntnissen. In: Gemeindebote 4/1933, 6f.; Ders., Der erste evang. Gottesdienst in Neunkirchen vor 107 Jahren. In: Gemeindebote 5/1933, 6f.; Ders., Zur Geschichte der evang. Gemeinde Neunkirchen. In: Gemeindebote 6/1933, 2f.; 7+8+9/1933, 3f.; 11/1933, 2f.; 2/1934, 3f.; 3/1934, 3f.; Ders., Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt … (Matth. 19, 28.). In: Gemeindebote 7–9/1935, 1–3; Ders., 75-Jahrefeier unserer Gemeinde. In: Gemeindebote 6/1936, 6–8

Josef (Joseph) Beck (Vater), Kirchliche Abschiedsfeier der kriegsfreiwilligen evangelischen Theologen am 1. Februar 1915 in der evangelischen Kirche Wien-Währing, Wien 1915;
Ernst Hofhansl, In schwieriger Zeit. Streiflichter aus Neunkirchen in den Jahren 1934 bis 1944. In: JGPrÖ 110/111, Wien 1994/95, 241–254;
Arthur Dietrich, Anmerkungen und Fragen zu Predigten von Professor Helmuth Pommer; in P. F. Barton (Hg.), Kirche im Wandel (Festschrift Oskar Sakrausky z. 80. Geburtstag = Studien und Texte zur Kirchengeschichte und Geschichte 2/13), Wien 1993, 129–136;
Wolfgang Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande. Das altösterreichische Offiziers korps in der jungen Republik Österreich (= Dissertation im Fach Geschichte, Philosophische Fakultät), Wien 1987; Die evangelischen Geistlichen Österreichs und die NSDAP. In: Gemeindebote 12/1938, 5;
Hans Koch, Kyr Theodor, Wien o.J. (1967); Ders., Was muß jeder Evangelische über

die Deutsche Evangelische Kirche wissen? In: Gemeindebote 5/1934, 2–4; 6/1934, 3f.; 7–9/1934, 2–5; Ders. (unter dem Pseud. ›Hans Winfried Schäfer‹), Legende 1914–1954; in Glaube und Heimat 8 (1954), 104–107;
Georg Loesche, Warum wir unsere österreichische Protestanten-Geschichte pflegen müssen. In: Gemeindebote 11/1925, 3f.; 12/1925, 3f.;
Werner Peyerl, Vom k.u.k. Offizier zum »Menschenfischer«. In: Geist und Glaube (= Gedenkschrift für Franz Fischer), Wien o.J., 31–40;
Manfried Rauchensteiner, Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg, Graz-Wien-Köln 1993;
Claudia Reichl-Ham, Die evangelische Militärseelsorge von ihren Anfängen bis heute (= M&S 4), Wien 2005;
Gustav Reingrabner/Karl Schwarz (Hg.), Quellentexte zur österreichischen evangelischen Kirchengeschichte zwischen 1918 und 1945 (= JGPrÖ 104/105), Wien 1988/1989;
Heinz Schäfer, Festschrift 125 Evangelischer Gottesdienst – 90 Jahre Evangelische Kirche– 50 Jahre selbständige Pfarrgemeinde Neunkirchen, Neunkirchen o.J. (1953);
Karl W. Schwarz, Art. »Hans Koch«. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, 4. Bd., 208–210;
Eduard Thurneysen, Es sei denn ... In: Gemeindebote 2/1938, 1f.;
Lois Weinberger, Tatsachen, Begegnungen und Gespräche. Ein Buch um Österreich, Wien 1948;
Fritz *Wilke*, »Von unseren kriegsfreiwilligen Theologen«; in: EKZÖ 22/1916, 221–225

* Der vorliegende Aufsatz ist ein überarbeitetes und erweitertes Konzept eines Vortrages über Josef Rudolf Beck anläßlich seines 50. Todestages und wurde in Neunkirchen am 26. November 1994 gehalten.

Die jüdische Gemeinde Neunkirchen. Institutionen – Menschen – Erinnerungen.

Gerhard Milchram

Institutionen

Im Jahre 1884 findet sich in der Chronik des Minoritenkonvents zu Neunkirchen folgende Eintragung: »Im Sommer des Jahres 1883 bauten sie [die Juden] sich jenseits des Flussbettes der Schwarza an dem Fahrtwege nach Würflach ihren Tempel in wirklich geschmackvoller Form.« Damit manifestierten die Juden der Stadt, dass sie sich begannen in Neunkirchen heimisch zu fühlen und Teil der Neunkirchner Gesellschaft werden wollten. Denn, wer Gotteshäuser baut, möchte bleiben. Lange hielten sie sich hier noch nicht auf, laut Volkszählung von 1857 lebte noch kein einziger in der Marktgemeinde, 1869 bereits 80 und 1880 172. Zugewandert waren sie hauptsächlich aus dem Westen Ungarns und vor allem aus den traditionsreichen Gemeinden des heutigen Burgenlandes. Mattersdorf (Mattersburg), Kobersdorf, Lackenbach und anderen Dörfern und Städten dieses Bereiches waren ihre Heimatgemeinden. Rechtlich ermöglicht wurde die Ansiedlung erst durch das Staatsgrundgesetz von 1867, das allen Bürgern der neu entstandenen Doppelmonarchie Österreich-Ungarn die gleichen Rechte zugestand. Damit waren schlussendlich auch die Ansiedlungsverbote und Beschränkungen in Niederösterreich aufgehoben und damit die Voraussetzungen für eine dauerhafte Ansiedlungen von Juden im Lande gegeben. In der Folge entstanden in Niederösterreich im Laufe der Jahre 15 israelitische Kultusgemeinden, von denen Neunkirchen eine war. Mit Energie und Tatkraft gingen die neuen Bürger Neunkirchens daran, Institutionen zu schaffen, um sich ein religiöses Leben zu ermöglichen. 1867 wurde der »Minjan Wohltätigkeitsverein in Neunkirchen« gegründet, der in den folgenden Jahren das religiöse Leben organisierte. Bald nach seiner Gründung wurde ein Religionslehrer und Kantor eingestellt, Gottesdienste wurden in gemieteten Räumlichkeiten im ersten Stock des »Brückl-Wirtshauses« abgehalten. Auch die Frauen der entstehenden Gemeinde beteiligten sich am organisatorischen Aufbau einer Gemeinde und gründeten die »Chewrat Naschim« (Frauenverein), die ähnliche Aufgaben wie der »Minjan Wohltätigkeitsverein« wahrnahm. Eine eigenständige Kultusgemeinde wurde aber erst 1898, auf Anstoß durch das »Israelitengesetz« von 1890 nach vielen Schwierigkeiten gegründet. Leicht hatten es die Angehörigen der Gemeinde mit ihrer Integration in die Neunkirchner Gesellschaft auf Grund des herrschenden Antisemitismus nicht. So publizierte in den Jahren von 1895 bis 1900 Dr. Anton Löbl mit der »Neun-

Wiener Beiträge für Theologie und Gemeinde
Herausgegeben von der Redaktion „Amt und Gemeinde"

Medieninhaber: Evangelische Kirche A.B. in Österreich.
Herausgeber: Bischof Mag. Herwig Sturm
Beide: Severin Schreiber-Gasse 3
Redaktion: Dr. Dr.h.c. Gottfried Adam
Umschlaggestaltung: epv/Elisabeth Kuttner
Satz und Layout: Christoph Schwarz

Evangelischer Presseverband in Österreich (epv), Wien 2005

ISBN 3-85073-092-1

Wiener Beiträge für Theologie und Gemeinde - V

Neunkirchen – ein Ort zwischen Hermannstadt, Berneuchen und Jerusalem

Zur Heimatkunde in Kirche und Welt

Festgabe für Ernst Hofhansl zum 60. Geburtstag

herausgegeben von
Karl W. Schwarz

Verlag Evangelischer Presseverband in Österreich